

**Kategorie II**  
Jahrgänge 1995–1997



Sophia Eisenring, 1996

**Befreit und doch gefangen**

Tagein, tagaus war ich gefangen in einem Käfig aus dichten Gitterstäben. Tausende von Menschen kamen jeden Tag, nur um mich zu sehen. Kinder schrien vor Freude, Erwachsene machten Fotos von mir. Nur mir ging es mit jedem Tag, an dem ich in diesem elenden Käfig sass, schlechter. Ich lief hin und her, immer den Eisenstäben entlang, lief mir die Pfoten wund. Ich wurde des Lebens langsam müde, bis ich nicht einmal mehr dem Gitter entlangstrich, sondern nur noch mit trüben Augen dalag und wartete und träumte. Ich träumte von einer besseren Welt, in der ich frei herumlaufen, im Rudel mit meinen Wolfsfreunden jagen, den Mond anheulen konnte. Dann merkte ich, wie es mir langsam wieder besser ging. Ich lag einfach da und träumte mir mein Leben. Ich konnte ja nichts machen, ich war gefangen.

Eines Tages jedoch gab es vor meinem Käfig einen riesigen Tumult. Der Zoo war zwar heute geschlossen, doch die ganzen Pfleger und ein Tierarzt waren hier. Dieser Mann kam plötzlich mit einem grossen Gewehr in der Hand auf mich zu. Ich wollte mich verkriechen, doch wo sollte ich nur hin?! Ich hatte ja nur meinen armseligen kahlen Raum. Er kam immer näher, zielte mit dem Lauf des Gewehrs auf mich und drückte ab. Dann fiel ich, alles wurde schwarz und ich spürte nichts mehr. Ich wusste nicht, ob ich überhaupt noch lebte. Ich hatte das Gefühl, zu schweben. Hoch am Himmel und tief in der Erde gleichzeitig. Aber bald verschwand auch dieses Gefühl, und es wurde wirklich schwarz...

Ich war noch völlig benommen, als ich irgendwann aufwachte. Aber ich konnte doch nicht aufwachen, ich war doch tot! Ich atmete einmal tief ein und aus. Dann sah ich mich um und dachte, ich sei im Himmel. Ein riesiger Wald, tausende von Bäumen. Durch das dichte, zartgrüne Blätterdach schimmerte die Sonne. Es roch nach Harz und Gras und Regen. Und halt, da war noch etwas. Ein betörender Duft strömte mir in die Nase. Da sah ich ein Reh. Ein kleines, kräftiges Reh. Friedlich äste es auf der nahe gele-

genen Lichtung. Ich bekam Lust zu jagen. Ich begann zu rennen. Ich merkte, wie sich in mir ungeahnte Kräfte zu entfalten begannen. Ich jagte in einer Geschwindigkeit, die ich mir selbst nicht zugetraut hätte, über den federnden Waldboden, dem erschreckten Reh hinterher. Doch dann verlor ich seine Fährte, aber ich wurde nicht langsamer. Erst, als meine Lungen brannten und ich dachte, ich könne keinen Schritt mehr tun, ohne umzufallen, verfiel ich in ein langsames Tempo. Nun war ich todmüde. Ich legte mich unter die tief herabhängenden Äste einer mächtigen Tanne, um mich auszuruhen. Endlich war ich glücklich, fühlte mich frei wie noch nie und fand, es sei sogar noch schöner als in meinen damaligen Träumen. Ich genoss jeden Tag wie er kam, und jeder war noch schöner als der andere. Sogar das Jagen konnte ich mir beibringen. Aber etwas fehlte dennoch, das ich zum vollendeten Glück gebraucht hätte. Mein Herz sehnte sich nach einem Rudel, in welchem ich einen festen Platz hätte. Man würde zusammen jagen, die Beute miteinander teilen, und ich würde geliebt werden. Also lief ich los, auf der Suche nach einem Rudel, dem ich mich anschliessen konnte ...

Ich streunte zwei volle Tage durch den Wald. Erfolglos. Gegen Ende des zweiten Tages jedoch wehte mir ein leichter Duft in die Nase. Ich wusste, ohne zu sehen, woher er stammte, dass ich endlich gefunden hatte, wonach ich so verzweifelt gesucht hatte. Mein Rudel! Mit grossen Sprüngen eilte ich los. Ich rannte und rannte, und da sah ich sie. Etwa dreizehn Wölfe, zweihundert Meter von mir entfernt. Ich war so glücklich. Ich machte noch einen Satz und ... Rums!, knallte ich gegen ein Gitter. «Nein!», schrie ich innerlich. Das konnte einfach nicht sein. Benommen rappelte ich mich auf und sah hoch. Ein unglaublich hoher Maschendrahtzaun erstreckte sich über die gesamte Länge meines Blickfeldes. Ein Gefühl überkam mich, wie ich es damals hinter meinen Gitterstäben gekannt hatte. Das Gefühl der Hilflosigkeit und Einsamkeit. Da zogen sie weiter, ohne mich bemerkt zu haben. Ich war ihnen so nah und doch so fern.





Stephanie Fux, 1995  
**Ewige Freiheit**

«Endlich! Ich bin frei!»

Fast zwei Jahre lang ist Lara von ihren Eltern im kalten Keller festgehalten worden. Eingesperrt auf engem Raum, ohne Tageslicht und frische Luft. Nun sollte dies ein Ende nehmen. Sie wird wieder frei sein! Sie darf heute zum ersten Mal seit langem das kleine, dunkle Zimmer verlassen. Die Schläge der Eltern, der Hunger in der Nacht und auch die Angst zu weinen, all das wird sie bald hinter sich lassen können. Ein neues Leben wird beginnen.

Gespannt starrt sie schon auf die Tür. Bald würde sie sich öffnen.

Was mach ich zuerst? Ich geh nach draussen, leg mich ins Gras, lass mich von der warmen Sommersonne wärmen. Dann geh ich in den Wald, am Bach wasch ich mir das Gesicht. Vielleicht treff ich unterwegs auf die Kinder, die ich durch das kleine, verriegelte Kellerfenster manchmal gehört habe. Ach, es gibt so vieles, das ich sehen will. Vögel, Bienen, Schmetterlinge. Den alten Kirschbaum – ob er noch hinter dem Haus steht?

Noch immer ist ihr Blick auf die alte Holztür gerichtet. Dann ein plötzlicher Gedanke. Was, wenn alles doch wieder nur ein Traum war? Was ist, wenn sich doch nichts ändern wird? Wenn sie ihr Leben weiterhin Tag für Tag einsam und allein hier unten verbringen muss? Ihr Lächeln verschwindet, und dicke Tränen kullern über ihre Wangen. Leise, denkt sie, sie dürfen mich nicht hören. Lara zieht sich in eine Ecke zurück und lauscht.

«Soll ich sie wirklich holen?», hört sie nun eine Stimme sagen. Es ist ihre Mutter. Erschrocken blickt sie auf. Sie reibt sich die Tränen weg und streicht sich ihr blondes, zerzaustes Haar aus dem Gesicht. Es war also doch kein Traum! Jetzt ist sie sich sicher, sie wird frei sein. Nun hört sie Schritte. Die Türklinke wird langsam nach unten gedrückt. Jetzt öffnet sich die quietschende Tür einen kleinen Spalt breit, die Mutter tritt herein. Sie nähert sich ihr langsam. Ihr strenger Blick macht Lara Angst. Ein paar schweigsame Sekunden vergehen. Dann

packt sie ihre Tochter unsanft am Arm und zerrt sie die Treppe hinauf.

«Was machst du mit mir?», fragt Lara panisch.

Doch sie bekommt keine Antwort.

Erst, als sie draussen sind, lässt die Mutter sie los.

«Nun geh schon!», schreit diese mit energischer Stimme und stösst Lara aus der Tür. «Das ist es doch, was du wolltest! Aber vergiss nicht, wenns dunkelt bist du zurück, und bleib in der Nähe, verstanden?»

«Ja, Mutter!»

Dann wird die Tür wieder zugeknallt. Lara blickt ein letztes Mal zurück, dann rennt sie los. Quer über das Feld, bis hin zum Bach, wo sie sich das Gesicht mit dem kühlen, erfrischenden Wasser wäscht. Sie kann es kaum glauben.

«Ich bin frei!», ruft sie immer wieder und genießt jede Minute.

Immer wieder pflückt sie Blumen vom Wegrand und sammelt die schönsten Steine vom Boden auf. Als sie im Wald ankommt, setzt sie sich erschöpft auf das weiche Moos unter einer grossen Tanne. Glücklicherweise wie nie zuvor, genießt sie die fruchtigen Waldbeeren. Dann geht sie weiter. Sie kommt auf eine riesige Wiese, wo sie sich dann in die Sonne legt.

Am liebsten würde ich nie mehr nach Hause gehen. Wieso sollte ich auch? Ich bin doch sowieso nur eine Last für meine Eltern. Aber Mutter hat gesagt, ich soll zuhause sein, wenns dunkelt. Und was, wenn sie mich dann nie mehr nach draussen lassen und mich wieder einsperren? Es ist besser, wenn ich nach Hause gehe. Aber das will ich nicht.

In Laras Kopf wirbeln die Gedanken nur so umher, bis sie endlich alles um sich herum vergisst und einschläft.

Als sie aufwacht, ist es schon fast dunkel geworden. Schnell springt sie auf, packt ihre Blumen und Steine in ihr rotes Kleidchen und rennt los. Ihre kleinen Füße schmerzen vom harten Boden, und als sie endlich vor dem alten Haus der Eltern steht, schaut sie sich nochmals um. Zum



wiederholten Male fragt sie sich, ob sie wirklich zurück zu den Eltern gehen sollte, wo sie es doch hier draussen so gut hätte.

«Ich muss», sagt sie leise und will gerade anklopfen, als ihr auf einmal der alte Kirschbaum in den Sinn kommt.

Ohne zu zögern, springt sie hinters Haus und sieht den alten Baum, genau so, wie sie ihn in Erinnerung hatte, einfach viel grösser. Sie klettert bis fast auf die Spitze und legt sich ein paar Kirschen ins Kleid.

«Lara, mein Kind, wo bleibst du denn?», ruft ihr die Mutter besorgt aus dem Küchenfenster zu.

Sie sieht ganz nett aus, denkt Lara und klettert vorsichtig hinunter.

«Ich komme schon!», ruft sie und rennt zum Eingang.

Ihre Eltern empfangen sie herzlich und geben ihr drinnen ein Glas Milch. Dann wird sie wieder wie gewohnt in ihre dunkle Kammer geschickt und eingesperrt. Trotzdem ist Lara froh, endlich wieder einmal draussen gewesen zu sein und hat das Gefühl, das glücklichste Kind auf Erden zu sein. Der Tag war aufregend, aber auch ziemlich anstrengend. Sie ist so erschöpft, dass sie gleich einschläft.

«Steh auf! Nun mach schon, du faules Ding!»

Lara wird schon früh am Morgen aus dem Schlaf gerissen.

«Was ist das?», fragt die Mutter mit lauter Stimme und hält ihr die verwelkten Blumen vor die Nase.

«Was sollen diese Steine, und weshalb die vielen Kirschen? Hast du etwa Angst zu verhungern? Verwöhnt bist du, nichts als verwöhnt.»

Dann kommt der Vater. Wieder einmal gibt es Schläge. Ich hätte es wissen sollen!

Lara bereut ihre Entscheidung, wieder zurückgekehrt zu sein und macht sich Vorwürfe. Schnell wischt sie sich die Tränen von den Wangen, als sich plötzlich die Tür öffnet. Es ist die Mutter, die sie erneut packt und die Treppe hochzieht. Lara versucht, sich zu wehren, doch sie ist zu schwach.

«Du kannst gehen, du Heulsuse!», spricht die Mutter mit strenger Stimme. «Geh schon, aber sei pünktlich zurück. Und lass dich nicht im Dorf blicken, hörst du? Untersteh dich, Kirschen und Blumen zu pflücken und sei dankbar für das, was du hast.»

Lara hört den Worten der Mutter zu und rennt verzweifelt weg.

Sie geht wieder auf die grosse Wiese und legt sich in die Sonne.

«Ich geh nie mehr nach Hause, das halt ich nicht mehr aus», sagt Lara schluchzend. «Lieber sterbe ich, als so zu leben.»

Dann schweigt sie.

Ich fühle mich so frei, denkt Lara. Ich bin befreit von den Eltern und den grausamen Schlägen, ganz ohne Sorgen und Ängste, und dennoch weiss ich, dass mir diese Freiheit heute Abend wieder genommen wird.

Lara ist völlig am Ende.

«Befreit und doch gefangen», sagt sie mit leiser Stimme.

Dann schläft sie ein. Ihr Herz wird müde und langsamer. Bis es aufhört zu pochen.

Ihre Freiheit kann ihr nun endgültig niemand mehr nehmen.





Evelyne Jöhri, 1996

**Chloé**

Befreit und doch gefangen

Sie, oder sollte ich sagen wir, standen im Kreis. Dicht aneinander, eine eingeschworene Gemeinschaft. Keiner würde es schaffen, unsere Mauer zu durchdringen. Ich spürte die Wärme unserer dicht aneinander gepressten Körper. Alle atmeten schwer. Die einen, weil sie ihre Vorfreude unter Kontrolle halten mussten, die anderen, weil es neu für sie war und sie nicht wussten, was sie erwartete. Ich gehörte zu Letzteren.

Unsere Gesichter waren alle gerötet. Eine Wolke aus Alkohol, Rauch und Schweiß lag in der Luft. Ich versuchte, ruhig zu atmen und jedes Sauerstoffteilchen sich in meinem Körper verteilen zu lassen. Ganz ruhig wollte ich werden. Ich brauchte meine Nerven. Es würde schwer genug werden, nicht erbrechen zu müssen.

Meine Hände zitterten und ich sah, wie Sophies Schultern bebten. Als ich einen Blick in ihr Gesicht warf, erwiderte sie diesen grinsend. Ihr schien wohler als mir. Mir ging es nämlich miserabel. Dort, wo einmal mein Magen gewesen war, spürte ich nur noch einen Strudel aus Angst und Aufregung. Meine Freundin schien zwar nicht weniger nervös als ich, aber sie sah wie gebannt auf die Mitte unseres Kreises. Und so zwang auch ich mich, hinzusehen.

Mike, der grosse, kräftige Typ mit der Glatze, kniete neben einer in sich zusammengefallenen Gestalt. Sie hatte das Gesicht zum Boden gewandt, und ihr ganzer Körper zuckte. Ich hörte ihr Wimmern, und mein Magen zog sich zusammen.

«Nein!», krächzte sie. Der Stimme nach zu urteilen war es ein Junge. Seine schlaksigen Beine begannen sich zu bewegen. Hilflos ruderten sie umher, als Mike seinen Hals ergriff und ihn hochriss. Ich unterdrückte einen Schreckenschrei, als ich in sein Gesicht sah. Es war ganz bleich, die Hornbrille sass schräg auf der Nase, und die Augen waren vor Furcht geweitet. Er sah zuerst nur auf den Boden, ehe er seinen Blick hob und direkt in meine Augen sah. Ich japste nach Luft und wollte einen Schritt zurücktreten, doch zwei starke Arme blockierten meinen Weg. So blieb ich stehen,

stützte mich auf meinen Knien ab und schloss die Augen. Als ich sie wieder öffnete, sah ich in Sophies verstörtes Gesicht.

«Was?», formte sie stumm mit den Lippen.

Ich erwiderte nichts. Ihr war das so wichtig, und mir eigentlich auch. Also zwang ich mich, wieder zu dem Jungen zu sehen.

Mike hatte sich daran gemacht, die Taschen des Jungen zu leeren. Er brachte ein Handy, einen i-Pod plus Kopfhörer, eine Bibel, ein bisschen Kleingeld und eine Identitätskarte zum Vorschein, welche er mir direkt vor die Füße warf.

«Finn Brücker», las ich.

«Finn, du Loser!», grölte Mike und warf mir seine Brille vor die Füße.

Finn begann zu weinen und blickte hilflos umher. Sophie lachte und warf Mike einen lüsternen Blick zu. Sie war schon seit Monaten in Mike verknallt. Dies war für sie natürlich die Gelegenheit, bei ihm zu punkten, nur war dieser damit beschäftigt, die Knöpfe von Finns Hemd aufzumachen.

«Nein, nein! Bitte, hört auf!», wimmerte dieser, und es klang so kläglich, dass ich mir auf die Zunge biss.

«Hört euch diesen Idioten an!»

Mikes Kumpel Philipp stellte sich auf der anderen Seite neben Finn und zog ihm die Schuhe aus. Er warf sie achtlos aus unserem Kreis, die Socken und den Gürtel gleich hinterher.

Finn wand sich auf dem Pflasterboden. Er zappelte so fest er konnte und zog sich somit etliche Schürfwunden zu. Er krächzte und wollte etwas sagen, doch eine schallende Ohrfeige von Mike belehrte ihn eines Besseren.

Die anderen im Kreis, inklusive, also eigentlich vor allem Sophie, begannen zu jubeln, und so setzte Mike gleich noch eine nach. Die beiden Jungen zu meiner Linken und Rechten klatschten, und ich schluckte schwer. Mein Kopf schmerzte so.

Philipp zückte ein Messer, und erneut musste ich mich zwingen, den Mund zu halten. Er reichte es Mike, welcher die Klinge an Finns Oberarm legte. Er drückte zu, und Finn

schrie auf. Mit einem Ruck zog er es weg, und ich konnte nicht anders, als auf das rote Rinnsal zu starren, welches sich aus der Wunde schlängelte.

«Hört auf! Bitte! Ich geb euch alles!» Finn zitterte so stark, dass ich meinte, es in der Luft spüren zu können. «Geld? Ich hab Geld!»

Mike und die anderen brüllten lachend los.

«Ach komm schon, du willst unseren Neulingen doch nicht mit Geld den Spass verderben, oder?»

Philipp zog ein weiteres Messer hervor und machte sich an Finns Oberschenkel zu schaffen. Finn begann zu zappeln und versuchte, sich aus den starken Griffen zu lösen. Doch sofort waren andere aus dem Kreis zur Stelle und drückten ihn zu Boden. Ein kräftiges Mädchen rammte ihm das Knie in die Magengegend. Finn begann zu röcheln und krümmte sich vor Schmerzen.

Sophie leckte sich die Lippen. Sie fand das alles wahnsinnig toll. Ich jedoch fühlte mich mit jeder Sekunde schlechter. Finns zuckenden Körper halbnackt vor mir zu sehen, brannte ein Loch in mein Herz.

Wieso stand ich hier? Nur, um mit Sophie zusammen in den Clan aufgenommen zu werden? Ja, der Clan war begehrt. Sie waren die coolsten Leute überhaupt. Bewundert, hoch angesehen, reich, die Trendsetter. Aber wenn man hier so stand und sah, was unsere Vorbilder so alles taten – da blieb einem die Spucke weg. Und ich fragte mich, ob es wirklich Bewunderung und nicht Furcht war, die man für den Clan empfand.

Mike und Philipp standen auf und sahen in die Runde. Philipps Blick blieb an mir hängen und ich schluckte. Reflexartig trat ich einen Schritt zurück, doch es brachte nichts. Zielstrebig trat er vor mich und reichte mir seine Hand.

«Du bist...?», fragte er.

Seine blauen Augen musterten mich. Ich war mal in ihn verknallt gewesen. Genau wie Sophie in Mike, nur weniger. Aber wenn ich ihn jetzt so ansah, wollte ich ihn nur noch im Gefängnis sehen.

«Chloé», antwortete ich tonlos. Ich wollte nicht einfach nichts sagen. Ich wollte schon dazu gehören. Mit dem Glamour und dem Respekt. Ich wollte aus dem Schatten aller anderen treten. Denn wer im Clan war, stand nicht nur im Licht, nein, der Clan machte den Schatten. Das wollte ich auch. Aber nicht so. Ich hatte nicht gewusst, dass sie anderen Leuten so etwas antun. Dass das die Aufnahmeprüfung war, von der Sophie geredet hatte.

«So, Chloé...»

Philipp nahm meine Schulter und schob mich vorwärts, näher an Finn ran, welcher orientierungslos um sich blickte. Er sah wahrscheinlich nichts ohne seine Brille. Er tat mir so Leid. Ich wollte ihm helfen, doch ich konnte nicht.

Mike trat, zusammen mit Sophie, ebenfalls näher an Finn heran. Sie sah so erwartungsvoll aus, so glücklich. Ich hätte sie umbringen können. Keinen Funken Mitleid sah ich in ihren Augen. Ihr Angehimmelter reichte ihr eine glühende Zigarette. Sie nahm sie ehrfurchtsvoll in die Hand und sah zu Finn. Mike flüsterte ihr etwas ins Ohr, sie kicherte und ging dann in die Knie.

Ich sah es wie in Zeitlupe. Sophie grinste, als sie die Zigarette an Finns Seite drückte. Dieser schrie entsetzt auf, schrie und schrie. Mein Magen zog sich zusammen, ich musste spucken. Finns Schreien spornte sie noch mehr an, sie drückte fester zu. Immer mehr, ihre Augen glühten mit der Zigarette um die Wette. Finn wand sich und versuchte, Sophie wegzuschubsen, tastete jedoch nur ins Leere.

Dann war es vorbei und sie sah zu mir herüber. Ihr Gesicht war ganz rot und sie grinste. Es hatte ihr Spass gemacht. Ich schluckte und sah zu Philipp, welcher mich aufmunternd ansah und mir ein Messer in die Hand drückte. Ich umschloss es fest, ohne zu wissen, was ich da eigentlich tat.

«Los, komm schon, Chloé. Der letzte Schritt in dein neues Leben!»

Er schob mich weiter vorwärts zu Finns Körper und drückte mich in die Knie. Sophie sass neben mir und leckte sich die Lippen. Sie lachte leise, als ich die Klinge an Finns



Arm legte. Ich wollte das nicht tun. Aufhören wollte ich. Finn an der Hand nehmen und wegrennen. Doch ich blieb sitzen und drückte ein wenig mehr.

Und mehr. Bis das Blut kam. Ich ignorierte Finns schmerzverzerrtes Betteln um Gnade. Sophie klatschte in die Hände und klopfte mir anerkennend auf die Schulter. Ihr blondes Haar fiel mir in die Sicht, Finns Augen verschwammen.

Das war der Moment, an dem ich aufhörte. Entsetzt über mich selbst, liess ich das Messer fallen und taumelte zurück, fiel auf den Hintern und sah geschockt auf Finn. Er lag da, sah aus wie tot und sprach leise mit sich selbst. Ein Gebet.

Sophie, Mike, Philipp und alle anderen sahen mich zuerst erschrocken an, ehe sie zu lachen begannen. Es war ein böses Lachen, und es ging durch Mark und Bein.

«Chloés Gewissen kam ihr in den Weg!», lachte Mike, kam zu mir und riss mich am Oberarm zu ihm hoch. Seine Hand umklammerte mich fest und es schmerzte so sehr, dass ich hätte losheulen können. Sophie sah mich perplex an, ehe sie vorwurfsvoll den Kopf schüttelte. Gute Freundin, ja.

«Nun ja, zu spät!»

Mikes Stimme kam näher an mein Ohr. Ich spürte die Tränen, als er mich am Nacken packte.

«Du bist bereits eine von uns. Unsere Gesetze. Unser Leben. Unser Urteil», hauchte er in mein Ohr und stiess mich dann unsanft von sich weg.

Ich landete auf den Knien und drückte meine Hand auf den Bauch.

«Unsere Chloé ist nun frei von ihrem alten Leben. Willkommen!»

Alles verschwamm vor meinen Augen. Die Meute wandte sich nun Sophie zu, welche von Mike geküsst wurde. Sie jubelten ihr zu, lachten nochmals kurz über mich und meine Schwäche, ehe sie sich lösten. Der Kreis um mich verschwand, die Stimmen verebbten nach und nach, und Sophie ging mit ihnen mit, während ich auf dem Boden kniete, das Gesicht in den Händen. Weinend. Nur noch Finn war da.

Er sagte lange Zeit nichts.

«Hallo?»

Seine Stimme war ganz unsicher und sie war so nah, dass ich erschrak. Ich sah auf und erblickte Finns verstümmelten Körper auf dem kalten Boden. Umzingelt von Wodka- und Bierflaschen, Zigaretten und dem Rest seines Tascheninhalts.

Schnell tastete ich nach Finns Brille und reichte sie ihm. Ein Glas war kaputt, das andere nur verschrammt. Er war erleichtert, wieder sehen zu können.

«Es tut mir so Leid!», stammelte ich und schämte mich so. Ich ertrug es nicht, Finn anzusehen. Dieser jedoch strich mir beruhigend über den Arm.

«Ja, das sollte es», meinte er streng und zögerte kurz. «Aber es ist schon gut. Ich kenne die. Alle von ihnen. Sie sind schlechte Menschen!»

Das half mir nicht weiter. Ich brach in Tränen aus und spürte ein höllisches Dröhnen im Kopf.

«Es ist nicht gut!», widersprach ich und sah auf meine zitternden Hände. Alles in mir tat weh. Als würde ich auseinander gerissen.

«Ich bin eine von ihnen», krächzte ich und sah in Finns Augen.

«Du bist frei», fügte er leise hinzu. «Frei von all dem Druck, dem Spott, dem Durchschnitt. Du bist etwas Besonderes. Wirklich. Du bist frei.»

«Und doch gefangen», ergänzte ich, ehe mich Schwärze umhüllte.



Isabella Probst, 1996

## **Befreit und doch gefangen**



Javah lag in ihrem Bett und schlief tief und fest. Und sie träumte. Sie träumte von einem Platz voller Menschen, die aus verschiedenen Strassen auf den grossen Platz strömten. Die Sonne schien, und die Leute sahen alle glücklich aus. Im Traum war Javah mitten in der Menge. Die Vögel zwitscherten. Alles schien friedlich.

Doch dann, von einer Sekunde auf die andere, änderte sich alles. Grosse schwarze Wolken verdeckten die Sonne und warfen Schatten auf die Menschen, von denen einige erstaunt zum Himmel blickten. Die Vögel verstummten und flogen wie aufgeschreckt in alle Richtungen davon. Javah spürte eine wachsende Unruhe in sich aufsteigen. Auch die Leute schienen nervös und ängstlich zu werden. Es ist vielleicht nur ein Gewitter, und die Vögel fliehen vor dem Regen, dachte Javah. Der einzige Haken daran war, dass es keine Spur von Regen gab, und Javah noch nie Angst vor einem Unwetter jeglicher Art gehabt hatte. Was war es denn heute? Warum liess sie dieses mulmige Gefühl nicht los?

Ein kalter, heftiger Windstoss fegte die Blätter um Javah herum über den Boden. Ein kalter Schauer überlief Javah. Nur der Wind, sagte sie sich. Nicht wissend, weshalb sie es tat, drehte sie sich um. Der Wind peitschte ihr heftig durch das lange braune Haar. Sie zuckte zusammen, als ihr Blick auf einen grossen jungen Mann fiel, der etwas entfernt von ihr auf dem Platz stand.

Jetzt drehst du völlig durch! Es ist nur so ein Typ. Und ausserdem ist das doch alles bloss ein Traum, dachte sie und war wütend, dass sie sich von irgendeinem blöden Traum Angst einjagen liess. Aber der Blick des ihr bekannt vorkommenden jungen Mannes liess sie erstarren. Es war ein Blick, in dem Hass und Wut zu sehen waren. Der Mann hob den Kopf und sah zum Himmel empor. Javah beobachtete ihn, ängstlich und doch ein bisschen fasziniert. Dann, ganz langsam, senkte er den Kopf mit den wilden schwarzen Haaren. Er sah Javah direkt in die Augen, und sein Ausdruck wurde noch finsterer, falls dies überhaupt möglich war. Javah sah noch etwas anderes in den schwarzen Augen des

Mannes, das sie fast noch mehr erschreckte als zuvor die Wut und der Hass. Es war die Entschlossenheit, ohne Rücksicht auf Verluste.

Und der unverkennbare, leicht abwesende Blick eines Irren. Eines Irren auf einer Mission. Einer Mission für Gott.

Und Javah wusste, wer dieser Mann war: Er war ein Schläfer! Befreit und doch gefangen.

Er stand auf einem grossen Platz. Um ihn herum waren viele Menschen. Böse Menschen. Sie hatten ihn sehr wütend gemacht. Sie verachteten Gott. SEINEN GOTT! Diabel sah zum Himmel. Wie friedlich hier alles war. Und die Leute waren unbeschwert. Keiner von ihnen ahnte etwas. Keiner. Ein Lächeln huschte über Diabels Gesicht. Bald war es so weit. Bald würde er die Botschaft überbringen und das Ende seiner Mission erreichen. Seiner Mission für Gott.

Ein weiteres Mal wanderten seine Augen zum Himmel. Diabel spürte, dass ihn jemand beobachtete. Er senkte langsam den Blick. Es war ein Mädchen. Ihr langes braunes Haar war vom Wind leicht zerzaust, und ihre grossen grünen Augen blickten erschrocken drein.

Warum sieht sie mich so an, fragte sich Diabel. Einen flüchtigen Moment lang machte ihn ihr verängstigtes Gesicht traurig. Doch dann wurde ihm klar, dass sie eine von ihnen war. Sie war böse und hatte SEINEM GOTT unrecht getan. Das Mitgefühl verschwand, und der Hass gewann wieder die Oberhand. Er würde SEINEM GOTT die letzte und grösste Ehre erweisen. Und dann würde er für seine Tat belohnt werden. Diabel atmete tief durch, und das leicht schiefe Lächeln blieb auf seinem Gesicht haften, als er leise flüsterte: «Ich werde das Richtige tun.»

Mit einem kurzen Aufschrei fuhr Javah aus dem Schlaf. Der Traum war ihr so wirklich vorgekommen, so real. Ihr Herz pochte immer noch wie wild, und sie brauchte etwas Zeit, bis sie sich wieder beruhigt hatte. Sie versuchte, sich den ganzen Traum in Erinnerung zu rufen, doch kamen ihr nur vereinzelte Bruchstücke wieder in den Sinn: Sie konnte den Platz sehen, die vielen Menschen, den dunklen

Himmel und die aufsteigenden Vögel. Die Angst in ihr und um sie herum war fast greifbar. Sie erinnerte sich an den kalten Windstoss. Im Traum hatte sie sich umgedreht... doch was war dann geschehen? Was hatte sie erblickt, das ihr solch einen Schrecken eingejagt hatte? Javah wusste es nicht mehr. Sie streckte sich ein letztes Mal und sprang dann aus dem Bett. Wenn sie ein bisschen nach draussen ginge, würde ihr der Rest des Traumes bestimmt wieder einfallen.

Draussen schien die Sonne. Alles war friedlich. Die Menschen so unbeschwert, unbeschwert und nichts ahnend...

Diabel stand inmitten der Leute. Sollte er es jetzt tun? Nein. Er hatte alles vorbereitet. SEIN GOTT würde ihm sagen, wann es so weit war. Er hatte sich gereinigt und gebetet, wie es sich gehört. Um nicht aufzufallen, mischte sich Diabel unter die Menge. Er musste sich so unauffällig wie möglich verhalten. Es fiel ihm nicht so leicht, und immer wieder sah er sich um. Doch die anderen schienen ihn gar nicht zu beachten. Gut. Sehr gut. Diabel musterte die Leute, an denen er vorüberging, aufmerksam. Er glaubte, dass die meisten von ihnen Christen waren. Viele Personen trugen ein Kreuz an einer Kette oder an einem Armband, und weitere kamen aus der Richtung der katholischen Kirche, die Diabel von hier aus sehen konnte. Eine neue Welle des Hasses stieg in ihm auf. Er wollte diese unehrlichen und ungläubigen Leute bestrafen.

Seine Hand fuhr zu seinem Gürtel. Er trug keinen normalen Gürtel. Es war ein Sprengstoffgürtel. Es war so einfach. Er brauchte nur den Knopf zu drücken, und dann ...

«Alles zu seiner Zeit», sagte eine Stimme. Eine Stimme, die es nur in SEINER WELT gab. Die Stimme von SEINEM GOTT. Diabels Zorn verwandelte sich in ein boshafes Lächeln. Wie in Zeitlupe zog er seine Hand zurück. Sein Kopf sackte kraftlos herab. Er schloss die Augen.

«Es wird nicht mehr lange dauern. Nicht mehr lange...»

Die Stimme wurde leiser und erstarb. Diabel verharrte mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen. Man hätte

fast glauben können, dass er im Stehen schlief. Wie ein Tier, das Winterschlaf hielt. Wie ein Schläfer ...

Das boshafte, leichte Lächeln verschwand. Und an seiner Stelle trat ein irres Grinsen in Diabels Gesicht.

Jawah lief durch die Strassen. Die Sonne spiegelte sich in den Fensterscheiben der Häuser und Autos und wärmte Jawah nach der Kühle im Haus. Als sie an der katholischen Kirche vorbeiging, kamen viele Kinder und Erwachsene heraus. Der Gottesdienst schien gerade zu Ende zu sein. Nach ein paar Minuten erreichte das Mädchen den grossen Platz und setzte sich auf eine Bank. Das Zwitschern der Vögel und die fröhlichen Stimmen vieler Menschen drangen an ihre Ohren. Alles war friedlich. Weshalb kam ihr das so bekannt vor?

«Darf ich mich zu Ihnen setzen?»

Jawah zuckte zusammen und wandte ihre Aufmerksamkeit dem jungen Mann zu, der gesprochen hatte. Er hatte wildes schwarzes Haar und sah müde und erschöpft aus. Und er roch gut. Den Duft hätte Jawah aber nicht beschreiben können. Seine Augen trafen die ihren. Seine schwarz und unergründlich, ihre grün und wie ein offenes Buch.

Jawah öffnete den Mund, brachte jedoch keinen Ton heraus.

«Ich deute dies als ein Ja», sagte der Fremde und setzte sich neben sie, ohne eine Antwort abzuwarten.

Jawah schloss den Mund und musterte ihn. Er sah unglaublich gut aus, und sie atmete etwas schneller als sonst. Ihm schien ihr verändertes Verhalten aufgefallen zu sein, denn plötzlich lächelte er spöttisch und sagte mit einer Spur Sarkasmus: «Oh, ich bitte Sie, meine junge Dame! Es gibt so viele Männer auf der Welt, die viel besser aussehen als ich, und ...», er beugte sich näher zu ihr und fuhr leise fort: «... und die vor allem viel besser zu Ihnen passen.»

«Ja, aber ich ...»

«Wollen Sie mir nicht Ihren Namen verraten? Oder wird das ein Ratespiel?», unterbrach er sie.



«Javah», sagte sie schnell, zögerte einen Moment und fügte dann hinzu: «Und Sie sind...?»

«Diabel», antwortete er und setzte ein unwiderstehliches Lächeln auf. Ein kurzes Schweigen trat ein. Diabel betrachtete geistesabwesend den Himmel, während Javah ihn aus den Augenwinkeln beobachtete. Ihre Hand lag ganz dicht neben seiner. Sanft legte sie ihre Hand auf seine. Im selben Augenblick erstarrte Diabel. Seine Hand, die zuvor noch locker auf der Bank gelegen hatte, verkrampfte sich, wurde schneeweiss und eiskalt. Ein heftiges Zittern durchlief Diabel. Javah bekam Angst: er sah aus, als würde er gleich einen Anfall bekommen. Sie zog ihre Hand schnell zurück. Sofort hörte das Zittern auf, und seine Hand entspannte sich wieder.

«Diabel, was ... was haben Sie? Soll ich ...»

Er schüttelte den Kopf und wandte ihr seinen Blick zu. Als er sprach, zitterte seine Stimme leicht.

«Ich habe noch etwas zu erledigen. ER hat mir gesagt...» Diabel verstummte. Was war nur mit ihm los? Er konnte die Augen nicht von ihr abwenden. Und er hatte ihr beinahe sein Geheimnis verraten, obwohl er wusste, dass sie eine von ihnen war. Warum hatte er sich zu ihr gesetzt? Sie war eine Feindin! Er hatte die Aufgabe bekommen, Menschen wie sie zu töten!

«Javah ...», begann er schwach.

«Bleiben Sie doch noch ein bisschen. Für mich», bat sie leise.

«Ich ... ich kann nicht.»

Die Stimme versagte ihm, und er spürte, wie Tränen in seinen Augen brannten. Diabel stand auf, drehte sich abrupt um und lief mit schnellen Schritten davon.

Der Schatten, der plötzlich auf Javah fiel, liess sie zusammenzucken und holte sie aus ihren Gedanken. Sie musste die ganze Zeit an Diabel denken. Sie sah zum Himmel und stellte erschrocken fest, dass alles genauso ablief wie in ihrem Traum: schwarze Wolken zogen auf und verdunkelten die Sonne, die Vögel verstummten und flogen davon.

Und da waren sie wieder: die Angst und die drohende Gefahr. Ein kalter und heftiger Windstoss fegte die Blätter um Javah herum über den Boden. Javah wusste, was jetzt geschehen würde. Sie würde sich umdrehen und ihn erblicken. Und genau das tat sie auch. Und da stand er. In seinem Blick standen ungezügelter Hass und Wut geschrieben, nach kurzer Zeit trat der unverkennbare Blick eines Irren in seine schwarzen Augen. Eines Irren auf einer Mission für SEINEN GOTT.

Diabels Hand wanderte ganz langsam zu seinem Gürtel. Mit den Fingern ertastete er den kleinen Knopf. Er sah hinauf zum Himmel und schloss die Augen.

«Ich komme», war das Letzte, was er sagen würde. Der schwarze Himmel war das Letzte, was er sehen würde. Und die zarte Stimme eines Mädchens war das Letzte, was er hören würde.

«Nicht, Diabel! Tu es nicht!»

Sein Zeigefinger hielt auf dem Knopf inne. Er öffnete die Augen. Die flehende Stimme des Mädchens zerriss ihm beinahe das Herz. Seine Hand begann zu zittern.

«Es ist nicht richtig! Niemand will, dass du so etwas tust! Diabel, ich liebe dich!»

Eine einzelne Träne rollte langsam über Diabels Wange.

«Ich liebe dich auch», flüsterte er.

Vorsichtig legte er den Gürtel ab. Was danach geschah, wusste er nicht mehr. Das Einzige, woran er sich erinnerte, war, dass sie sich beide in den Armen lagen.

Es ist vorbei! Endlich ist es vorbei, dachte er, als ihre Lippen aufeinander trafen. Dann öffneten sie die Augen. Und dieses Mal waren Javahs Augen grün und unergründlich, und Diabels waren schwarz und wie ein offenes Buch...



Julia Schwamborn, 1995  
**Sophie Elizabeth –  
befreit und doch gefangen**



Es war stockdunkel. Ich sah kaum meine eigene Hand vor Augen, und trotzdem wusste ich genau, wo ich mich befand. Die kalte Luft tat mir im Hals weh, doch ich rannte weiter, als ginge es um Leben und Tod. Andauernd nahm ich Geräusche wahr. Das Knacken unter meinen Füßen, wohl morsche Äste. Hin und wieder schrie ein Käuzchen. Doch selbst das unheimliche Rascheln im Gebüsch konnte mich nicht davon abbringen, einfach weiterzulaufen.

Mein Name ist Sophie Elizabeth von Neighburry, Tochter des Grafen William von Neighburry. Ich gehöre also einem adligen Stand an, vor dem ich im wahrsten Sinne des Wortes flüchtete. Wir schrieben das Jahr 1797, und in dieser einen Septembernacht wollte ich mich befreien. Vor allem deshalb, weil ich regelrecht in diesem Wohlstand gefangen war. Es war die Hölle. Denn ich war gerade mal fünfzehn Jahre alt und sollte schon mit einem viel älteren Mann verheiratet werden, den ich gar nicht kannte. Ausserdem durfte ich das Anwesen nicht verlassen und musste tagtäglich einen strengen Unterricht besuchen, bei dem ich in viel zu enge Korsetts gequetscht wurde und gelehrt bekam, wie ich mich als vornehme Lady zu verhalten hatte. Also stand mein Entschluss fest.

Völlig am Ende mit meinen Kräften, erreichte ich den Hafen von Edinburgh. Da war sie: die *Liberty*. Ein stattliches Handelsschiff, welches den Atlantik nach Amerika überqueren sollte. Der grosse Dreimaster mit einer Vielzahl von Kanonen, mit denen er eigentlich mehr wie ein Kriegsschiff der englischen Marine aussah, schaukelte geradezu majestätisch mit der Brandung auf und ab. Ich schaute umher, aber niemand hielt sich in meinem Umfeld auf, und so schritt ich auf das Schiff zu. Als ich davorstand, hatte ich ein flaeses Gefühl im Magen. Also nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und kletterte die stählerne Schiffsleiter empor. An Deck befanden sich keine Matrosen. Dem Anschein nach schliefen sie in den Kajüten. Ich versteckte mich hinter ein paar Mehlsäcken und schlief ein.

Bei Sonnenaufgang wurde ich von Rufen und Gepolter geweckt. Die ganze Besatzung der ‹Liberty› hatte sich an Deck versammelt und stand in Reih und Glied mit dem Rücken zu Backbord. Die Besatzung bestand aus etwa zwanzig Männern im unterschiedlichsten Alter. Ein grosser, kräftiger und imposant gekleideter Mann ging vor den Matrosen auf und ab. Das war wohl der Kapitän. Danach verteilte sich die Mannschaft auf dem Schiff. Es sah aus wie in einem Ameisenhaufen, und doch war alles organisiert. Denn jeder der Crew hatte seinen eigenen Posten.

Und dann war es so weit. Die mächtigen Segel wurden gehisst und dann allesamt gleichzeitig losgelassen. Die ‹Liberty› lief unter Quietschen und Knarren aus dem Hafen aus. Ich hatte es geschafft, endlich war ich frei!

Als der Hafen schon längst ausser Sicht war, wagte ich mich an Deck. Doch ich blieb nicht lange unentdeckt, denn ein bärtiger alter Matrose, der gerade dabei war, das Deck zu schrubben, rief lautstark: «Eindringling an Bord!»

Sofort versammelten sich alle um mich. Auch der Kapitän stiess nach einigen Augenblicken hinzu und trat zu mir.

«Name?», erklang es mit rauer, kräftiger Stimme.

«Sophie Elizabeth von Neighburry.»

Plötzlich brach die ganze Mannschaft in schallendes Gelächter aus.

«Ach so, wir haben es hier also mit der Tochter des Grafen zu tun», sagte der Kapitän spöttisch, als wieder Stille herrschte.

«Ja, mit einer verwöhnten Göre!», rief es aus der Menge, und die Crew lachte wieder.

«Ruhe!», schrie der Kapitän. «Was hast du hier zu suchen?»

«Na ja, ich hatte gehofft, hier ein besseres Leben zu beginnen», gab ich kleinlaut zu.

«Du weisst, dass das Leben auf See hart ist? Nichts für Schwächlinge, und schon gar nichts für Frauen! Wie alt bist du überhaupt?»

«Fünfzehn.»

Nach langem Überlegen sagte der Kapitän: «Tja, es bleibt uns nichts anderes übrig, als sie mitzunehmen, Männer. Ab auf eure Posten!»

Und die Mannschaft zog sich widerwillig zurück.

Ich stand unschlüssig auf dem hin und her schwankenden Schiff herum und beobachtete das Treiben der Matrosen, bis der Kapitän plötzlich neben mir stand.

«Raue See heute, nicht?»

«Ja, Herr Kapitän.»

«Man nennt mich Captain Rojet», sagte der Kapitän mit strenger Miene.

Irgendwie seltsam. Rojet ist doch ein spanischer Name, und der Kapitän mit seinem stark britischen Englisch ist durch und durch ein Brite, dachte ich.

«Commander Taylor wird dich in das Seemannsleben einweisen und dich mit allem an Bord vertraut machen. Da ist er auch schon.»

Vor mir stand ein ziemlich grosser, braun gebrannter Junge mit dunkelblondem Haar und blauen Augen, vielleicht ein Jahr älter als ich.

«Ich bin Commander Taylor, komm mit», sagte er streng. «Ich stelle dir nun einige Besatzungsmitglieder vor.»

Als er mir alles gezeigt hatte und ich nun alles über die «Liberty» wusste, war es schon spät und die Crew sollte zu Abend essen. Natürlich assen der Captain und die vier Offiziere in einer eigenen Kajüte zu Abend. Der Tisch dort war reich gedeckt. Nicht so der Tisch der Mannschaft, mit der ich essen musste. Es war dort laut und stickig. Die Matrosen tranken Bier und Wein. Sie sangen und grölten herum. Sie fanden es äusserst witzig, sich über meinen Namen lustig zu machen.

Aber nach einigen Tagen hatten sie sich an mich gewöhnt und beachteten mich kaum mehr. Die See war friedlich, und die Segel waren immer noch auf direkten Kurs Richtung Amerika gesetzt. Doch das sollte nicht lange so bleiben.

Eines Nachts wurde die ganze Besatzung durch die Rufe des Mastspähers geweckt. Er hatte wohl etwas Bedrohliches entdeckt. Die Mannschaftskameraden eilten schnellen Schrittes nach oben. Ich folgte ihnen. Als ich am Bug des Schiffes stand und auf den Ozean schaute, wurde mir klar, warum die Matrosen allesamt vor Angst erstarrten. Eine gewaltige, tiefschwarze Sturmfront baute sich vor uns am Horizont auf.

«Ein Unwetter», flüsterte ich vor mich hin.

Auch Captain Rojet verschaffte sich einen Blick auf die nun schon aufgewühlte See. Auch er trat an den Bug des Schiffes.

«Wir müssen dem Sturm ins Auge sehen. Ihr wisst, was ihr zu tun habt!», rief der Kapitän den Matrosen zu.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Deshalb wandte ich mich an Captain Rojet. Dieser sagte mir nur, er habe noch nie einen so gewaltigen Sturm aufkommen sehen. Ich solle mich irgendwo festhalten und beten. Diesen Ratschlag beendete er mit dem Satz: «Es gibt kein Zurück mehr, Mercedes.»

Ich befolgte seine Worte und klammerte mich an den Mast. Blitze zuckten durch den schwarzen Himmel, und die «Liberty» schwankte heftig. Wasser ergoss sich in Strömen über Dollbord an Deck. Ich japste nach Luft. Dann gab es einen Schlag. Ein Blitz hatte in die Kapitänskajüte eingeschlagen, die dann anfang, lichterloh zu brennen. Ein weiterer Blitz schlug in den mittleren Mast ein. Er krachte zusammen, und die «Liberty» zerschellte an einer gigantischen Welle, die sich von Süden her aufgetürmt hatte. Ich wurde bewusstlos.

Als ich wieder zu mir kam, war mir kalt und ich konnte mich kaum bewegen. Von der «Liberty» war nichts mehr zu sehen ausser einigen leeren Rumfässern und vereinzelt Holzbretern, die auf der sich wieder beruhigenden See trieben. Auf einem dieser Bretter befand ich mich. Ich klammerte mich an das nasse Holz und versuchte mit aller Mühe, den dunklen Wassermassen standzuhalten. Auch der



Kapitän und die Besatzung waren nirgends mehr zu sehen. Ein Schock für mich, denn sie waren alle ertrunken.

Und wie ich so alleine auf der unendlich erscheinenden See forttrieb, wurde mir etwas klar. Ich hatte mich befreien wollen. Hatte alles hinter mir gelassen, meine Familie im Stich gelassen, um mich auf ein Schiff zu schmuggeln und in die Freiheit zu segeln. Doch nun war ich gefangen. Auf einem Brett und auf dem Ozean. Eingeschlossen und umringt vom weiten Meer. Gefangen mit dem einzigen Ende, dem Tod.



Laura Strähl, 1995  
**Diamantenglanz**

Darf ich mich vorstellen: Ich bin Mario Brunner, Reporter von der BaZ, Basler Zeitung.

Ich sitze gerade im Flieger Richtung Westafrika und bereite mich auf meinen Einsatz im Land Sierra Leone vor. Mein Chefredaktor hat von mir einen Artikel zum Thema Blutdiamanten in Afrika verlangt. Seiner Meinung nach bin ich damit im afrikanischen Sierra Leone an der richtigen Adresse. Er hat mir sogar einen Kontaktmann vor Ort verschafft, einen 16-jährigen Jungen aus der Hauptstadt Freetown, der mit diesem Thema hautnah in Kontakt gekommen sein soll.

Ein Blick in mein Wörterbuch zeigt mir, was mit Blutdiamanten gemeint ist: nämlich Edelsteine, mit denen Kriege finanziert werden.

Ein Griff nach einem Fachbuch über Edelsteine lehrt mich, dass Blutdiamanten meist aus Minen Mittel- und Westafrikas stammen und vor allem in Ländern wie Sierra Leone, Simbabwe sowie Kongo illegal gehandelt werden. Die Illegalität beginnt bereits in den Minen und Schürfstellen, wo diese Edelsteine gefördert werden, denn dort herrschen Kinderarbeit und Sklaverei.

Im Geschichtsbuch nachgeschlagen, erfahre ich, dass Sierra Leone in den 1990er-Jahren von einem äusserst brutalen Bürgerkrieg betroffen war, bei dem Amputationen und Misshandlungen an der Bevölkerung vorgenommen worden sind. Die Kinder sind von ihren Eltern getrennt worden, um sie entweder als Minenarbeiter nach Diamanten schürfen zu lassen oder als Kindersoldaten auszubilden. Bezahlt wurde dieser Bürgerkrieg vor allem mit den illegalen Diamanten, indem man diese Diamanten aus dem Land schmuggelte und gegen Waffen eintauschte.

Mein Flugzeug befindet sich im Sinkflug. Ich schaue gedankenversunken aus dem Fenster und sehe die leuchtend rote Erde Afrikas.

Unten angekommen, miete ich einen Geländewagen samt Fahrer, der mich in die dreizehn Kilometer entfernte Hauptstadt Freetown bringen soll.

Auf der modernen Überlandstrasse kommen wir gut voran, bis wir auf eine staubige Nebenstrasse abbiegen, die von vielen Schlaglöchern übersät ist. Daran schliesst eine afrikanische Naturstrasse an: über Stock und Stein fahren wir durch den Urwald, immer entlang des Sierra Leone Rivers. Weit und breit keine Menschenseele – doch aufgepasst, da vorne sehe ich eine Lichtung. Als wir näher kommen, erkenne ich Menschen, die in einer riesigen Erdgrube schaufeln. Sie haben sich bereits so tief ins Erdreich gegraben, dass sie bis zu den Knien im Grundwasser stehen, welches nur langsam von den Wasserrohren abgepumpt wird. Oben am Rand der Grube sehe ich Soldaten mit Maschinenpistolen. Entsetzt frage ich meinen Fahrer, was das zu bedeuten habe. Ich erfahre, dass es sich um eine Diamantenmine handelt, welche von Soldaten bewacht wird, um Überfälle von Diamantenräubern abzuwehren.

Erschöpft erreiche ich Freetown, wo ich ins Hotelbett falle und sofort einschlafe.

Heute ist es so weit: mein Interview mit Balungo Kabungo, dem 16-jährigen Kontaktmann für Blutdiamanten.

«Hi, du musst Balungo Kabungo sein.»

«Ja, der bin ich. Hallo!»

«Ich bin Mario Brunner, Reporter von der BaZ, Basler Zeitung.»

«Ja, Sie wollten mit mir über die Blutdiamanten sprechen. Ich bin bereit, Ihnen alles darüber zu sagen.»

«Wenn du einverstanden bist, arbeiten wir on record?»

Er nickt, und ich knipse das Aufnahmegerät an, das ich bei Interviews immer mitlaufen lasse.

«Der Bürgerkrieg in Sierra Leone ist nun acht Jahre her. Ich habe gehört, dass du damals in der Gewalt von Rebellen warst. Woran kannst du dich noch erinnern?»

«Es war so ... Eines Tages im Jahre 1999 brach in der Nachbarschaft und in der ganzen Stadt Geschrei aus. Auch Gewehrschüsse, die immer näher kamen, konnte man hören. Ich rannte aus dem Haus nach draussen, um zu sehen, was der Grund für diesen Lärm war. Ehe ich mich versah, standen Jeeps vor unsrem Haus, und mein Vater, meine Mutter und ich wurden gefesselt und geknebelt und schliesslich auf die Ladefläche eines Lastwagens geworfen. Dort lagen bereits weitere Opfer, und es wurden immer mehr. Auch als die Ladefläche bereits voll war, wurden noch weitere Menschenkörper auf uns drauf geworfen. Ich hörte erstickte Schreie, Stöhnen und Röcheln. Dann raste der Laster los und brauste längere Zeit über einen ausgebeulten Weg. Da ich ganz vorne auf der Ladefläche lag, hatte ich genug Luft zum Atmen, und so war ich nicht ohnmächtig oder sogar tot, als der Laster anhielt. Ich sah ein Zeltlager, das die Rebellen ausserhalb der Stadt aufgeschlagen hatten und bemerkte, wie die Rebellen ihre Opfer sortierten. Wir Kinder wurden von unseren Eltern getrennt, in eines der Zelte geschleppt und gefesselt liegen gelassen. Benommen fiel ich in einen unruhigen Schlaf.

Am nächsten Morgen traten bewaffnete Rebellen in das Zelt und schleppten uns Kinder in ein anderes Zelt. Ein vernarbter Rebell stürmte herein und schrie: «Ihr seid hier in einem der grössten Rebellenlager in ganz Afrika! Und das nicht zum Vergnügen, sondern um den Ernst des Lebens kennen zu lernen! Wer sich uns widersetzt oder widerspricht oder ohne unsere Erlaubnis auch nur ein Wort sagt, wird erschossen.»

Weiter weiss ich nicht mehr, ich war damals kaum sechs Jahre alt. Meine nächste Erinnerung ist die, dass ich auf einer Diamantenschürfstelle stationiert wurde – mit einem Gewehr in der Hand und in zerrissenen Klamotten fand ich mich wieder. Mein Auftrag war es, Minenarbeiter zu erschiessen, die versuchen sollten, einen Diamantfund für sich zu behalten. Auch beim Versuch, ungefragt zu reden, sollte ich schiessen.

Eines Tages durchstreifte ich das Gebiet und bemerkte einen Schürfer, der etwas in seine Tasche steckte. Ich fragte ihn, was er da habe, und er sagte: «Nichts!»

Ich warnte ihn: «Rück es raus oder ich erschiess dich!»

Da erhob ich mein Gewehr und richtete den Lauf auf ihn. Ich konnte sehen, wie Schweissperlen sein Gesicht runterliefen.

«Gib es mir, oder ich muss dich erschiessen!», schrie ich.

Eine Pause entstand. Dann sagte er: «Was geb ...»

Er konnte seinen Satz nicht mehr beenden, da ich sofort feuerte, als der Mann ungefragt zu reden begann. Im selben Moment schrie eine Frau auf, rannte zum Toten und warf sich auf ihn. Ich befahl ihr aufzustehen, doch sie rührte sich nicht. Ich ermahnte sie noch einmal und drohte mit dem Gewehr, doch sie rührte sich nicht. Da ich gelernt hatte, bis zehn zu zählen, erschoss ich auch sie, als ich bei der Zahl zehn angekommen war.»

Balungo macht eine Pause und wischt sich über die Augen.

Ich frage: «Gehts? Schaffst du es, mir noch mehr zu erzählen?»

Ein schwaches Nicken ist seine Antwort.

«Also... Diese Frau war unsere Nachbarin und meine ehemalige Babysitterin gewesen. Doch das war mir in jenem Augenblick nicht bewusst, denn wir Kindersoldaten wurden von den Rebellen regelmässig unter Drogen gesetzt. Erst, als ich an jenem Abend zurück ins Lager kam, und der vernarbte Rebell mich feierlich zu meinen beiden Opfern führte, realisierte ich, was ich getan hatte und wer diese tote Frau eigentlich war ... Doch bevor ich reagieren konnte, flösste mir der Rebell einen weiteren Drogencocktail ein, sodass ich wieder lächelte und mir in meiner Ekstase der Tod der beiden wieder völlig schnuppe war ...»

«Das ist ja schrecklich! Und dennoch: Wenn heute noch einmal ein Bürgerkrieg ausbrechen würde, was würdest du tun?»

«Ich würde mir das Leben nehmen. Ich will nicht noch einmal in diese Situation geraten und Menschen umbringen.»

«Wie sieht dein Leben heute aus?»

«Nun, der Bürgerkrieg ist zwar vorbei, aber als Kindersoldat habe ich kaum rechnen, schreiben und lesen gelernt. Nach dem Bürgerkrieg, als ich kaum neun Jahre alt war, lagen die Schulen in Schutt und Asche. Ich bin deshalb Minenarbeiter geworden und schürfe seit fünf Jahren täglich nach Diamanten in der staatlichen Diamantenmine. Dort arbeite ich unter dem Schutz von Soldaten, die uns vor Diamantenräubern abschirmen sollen. Zusätzlich arbeite ich auch in meiner Freizeit; dann aber auf verlassenen Schürfstellen und in eigener Verantwortung.»

Ich frage ihn, was er damit meine.

«Dann arbeite ich illegal – schwarz. Das heisst einerseits ohne Schutz vor Überfällen, und andererseits in der ständigen Gefahr, von einer Minenpatrouille entdeckt zu werden. Diese Minenwächter sind bewaffnet und schiessen, um die illegalen Arbeiter zu vertreiben. Manchmal geht das auch tödlich aus – für beide Seiten, denn einige illegale Diamantenschürfer sind ebenfalls bewaffnet.»

«Warum schürfst du zusätzlich auf eigene Faust nach Diamanten und begibst dich damit in die Illegalität und in Lebensgefahr?», frage ich bestürzt.

Nun beginnen Balungos Augen zu glänzen, und er erzählt mir von der Schönheit der Diamanten, ihrem unwiderstehlichen Glanz.

«Im Diamantenglanz sehe ich eine Zukunft für mich – ein Leben in Wohlstand und Frieden. Ich hoffe jeden Tag, einen Diamanten zu finden, um mir damit ein neues Leben kaufen zu können, ein Leben, in dem es keinen Balungo Kabungo mehr gibt, der einst als Kindersoldat Menschen umgebracht hat.»

Balungos Augen glänzen nun so sehr, dass kleine Tränenperlen die Augen verlassen und über seine Wangen rollen. Schluchzend fährt er fort: «Ein neues Leben erreiche ich nur, wenn ich illegal schürfe, denn dann gehört alles, was

ich finde, nur mir. In der staatlichen Diamantenmine, wo ich legal arbeite, muss ich hingegen jeden Fund, den ich mache, abtreten.»

Mit einem Male erfasse ich das ganze Ausmass der Blutdiamanten. Spontan resümiere ich: «Aha, man kann also sagen, dass du zwar befreit vom Bürgerkrieg lebst, aber doch gefangen bist in der Erinnerung daran und im Diamantenglanz, in welchem du ein besseres Leben siehst.»

Balungo blickt mich mit tränenüberströmtem Gesicht an und reicht mir stumm die Hand.

In diesem Moment höre ich Schritte.

«Was tun Sie da mit meinem Sohn!?!», ruft eine schneidende Stimme, und ich sehe einen einarmigen älteren Mann vor uns stehen.

«Oh, hi! Darf ich mich vorstellen? Ich bin ...»

«Gar nichts dürfen Sie!», unterbricht mich dieser, und an Balungo gewandt, flüstert er mit sanfter Stimme: «Come on, Balungo!», legt schützend seinen Armstumpf um Balungos Schultern, und beide gehen davon, ohne sich noch einmal nach mir umzudrehen.

Hier endet meine Reise und es wird Zeit, zurückzufliegen, damit ich den verlangten Artikel über Blutdiamanten in Afrika abliefern kann. Eins weiss ich jetzt schon, Balungo Kabungos Geschichte muss der Welt erzählt werden, das Buch wird «Diamantenglanz» heissen – geschrieben von Mario Brunner, Reporter von der BaZ, Basler Zeitung.







Gina Walter, 1997  
**Wüstensonne**

Ich befand mich ungefähr zwei Meilen vom nächsten Lagerplatz entfernt. Den Ruinen unseres Landes. Unser Stamm, die Aiter-Atque, hatten mich und vier Männer auf die Suche nach einer Quelle und einem neuen Wohngebiet für unser Dorf geschickt. Denn unser altes Terrain hatte sich nach wenigen Jahren als unfruchtbar herausgestellt, und um an Wasser zu gelangen, musste man weite Strecken gehen. Es war unaushaltbar dort. Also hatte ich mich freiwillig für die Suche gemeldet. Ein Fehlentscheid, wie ich feststellte. Hier, im Land unseres Dorfes, gibt es nämlich nur Wüste, Steine und Hitze. Die Landschaft ist eintönig, und ohne Kompass ist man verloren, denn der Horizont, welcher sich vom Osten bis in den Westen erstreckt, ist eine einzige, gerade Linie. Ohne Hügel, ohne Bäume, ohne Leben. Ab und an sieht man einen vertrockneten Strauch oder einen kleinen Kaktus am Boden, doch ansonsten – rein gar nichts.

Erschöpft hatten wir den Lagerplatz erreicht und unsere Zelte aufgebaut. Es prasselte auch ein kleines Feuer inmitten der Schlafplätze meiner Gefährten, welches unentbehrlich war, denn in der Nacht, wenn die Sonne vom Himmel verschwunden war und der Mond alles in sein fahles Licht tauchte, kühlte die Luft ab und es wurde eisig kalt. Diese Kälte in der Nacht war noch schlimmer als die Hitze am Tag, sie frass sich beinahe in die Knochen und liess einen frösteln.

Flackerndes Licht warf tanzende Schatten auf unsere Gesichter und liess sie geisterhaft erscheinen. Keiner von uns sprach auch nur ein Wort, alle sassen nur da und starrten ins Feuer. Am Himmel funkelten und leuchteten die Sterne, doch es interessierte keinen von uns.

«Laut Karte sind wir in 243 Meilen am Ziel...», sagte schliesslich Rajan, ein dürrer Mann, und brach die Stille.

«Das heisst... ungefähr sechs bis acht Tage Reisezeit», meinte Scitu neben ihm.

Ich seufzte und schloss hoffnungslos die Augen. Aino legte vorsichtig einen Arm um meine Schulter.

«Moana...», hauchte er und strich mir übers lange, glatte Haar, welches wie flüssige Bronze über meinen Rücken fiel, doch ich ignorierte ihn.

Weiches Dämmerlicht erhellte die Ruinen von Osten her, und wir brachen unsere Zelte ab. Uns blieb wenig Zeit, also beeilten sich alle. Das Dorf hatte bald keine Vorräte mehr ... Die Zeit schien zu schnell zu vergehen. Als alles in den grossen Lederrucksäcken verstaut war, liefen wir schliesslich los. Rajan zuvorderst, ich zuhinterst. Die Sonne ging langsam auf, was sich als hinderlich herausstellte, denn es wurde wieder glühend heiss. Das gleissende Licht brannte auf unsere Köpfe nieder, und uns liefen Schweisstropfen die Stirn hinab. Der Sand unter meinen Füßen strahlte eine unglaubliche Hitze aus, welche sogar durch die Sohlen unserer Schuhe wahrzunehmen war. Manchmal blies ein leichter Wind, der mein Haar tanzen liess. Doch gerade die Kühle war schlecht, denn jedes Mal verspürte ich Sehnsucht nach mehr. Rajan keuchte und blieb stehen, was uns alle zwang, anzuhalten.

«Was ist denn?», hustete ich, und während ich sprach, kratzte mein Hals fürchterlich. Er fühlte sich trocken an, fast schon staubig.

«Seht ihr dort vorne? Diesen grossen Felsen?», fragte Rajan und deutete auf etwas, ungefähr eine halbe Meile weiter. «Dort soll laut Karte eine Höhle sein ...»

Scitu, Aino, Facin und ich halfen Rajan wieder auf die Beine, denn er war eingeknickt, und flössten ihm ein bisschen Wasser ein.

Ich starrte an die staubtrockene Decke der Höhle und zählte die fingerbreiten Risse in dem spröden Stein. Ainos mahagonifarbenes Haar schimmerte neben mir, und seine grünen Augen blickten mich an. Die Sehnsucht, die in seinem Blick lag, liess mich leicht stutzen.

«Moana, versuch zu schlafen... Wir haben eine lange Reise vor uns.»

Mit diesen Worten schloss er die Augen und drehte sich auf die andere Seite. Ich versuchte auch einzuschlafen, aber ich fror und fühlte mich krank, denn das Feuer war ausgegangen.

Der nächste Tag begann schrecklich. Nicht nur, dass es wieder brennend heiss wurde, nein, es musste auch noch ein Windsturm über das Land hinwegfegen. Er liess die Dünen wandern und alles aufwirbeln, was nicht verwurzelt war. Der Sand peitschte mir ins Gesicht, wie kleine Nadelstiche fühlte es sich an. Die Haut brannte, die Augen träneten, und im Hals kratzte es. Wenn man an einem der trockenen Grasbüschel vorbeikam, die Sicht vom Sand verschleiert, schnitten die dicken Blätter, vom Wind getrieben, in die nackte Haut an den Beinen. Es war einfach nur grausam.

Nur ich, Aino, Rajan und Scitu waren am nächsten Morgen weitergezogen, Facin hatte uns noch vor Sonnenaufgang verlassen. Die sandigen Tränen und unsere Freundschaft haben wir bei ihm gelassen. Rajan meinte, er sei vertrocknet, und als ich ihm sanft über eine Wange strich, fühlte er sich starr, beinahe frostig an. Durchscheinend und blass spannte sich seine Haut über die eingefallenen Wangenknochen, und Facin schien einem Geist ähnlicher als einem Menschen, sogar ähnlicher als einem toten Menschen. Kurz lief ein Schauer über meinen Rücken, und ich schenkte ihm noch ein letztes Lächeln, ehe ich mich umdrehte und die Höhle verliess.

Dieser Abend vor dem Lagerfeuer war nicht so wie immer. Alles war leblos, fast, als ob unsere Hoffnung, unsere Liebe und unsere Freude mit Facin gestorben wären. Aino hatte nämlich nicht wie sonst den Arm um mich gelegt, und Scitu, was in unserer Sprache Spassvogel bedeutet, hat kein einziges Mal gelächelt. Und ich, Moana, hatte den Blick gesenkt und hing den Erinnerungen irgendwo im Nichts der Schwärze nach.

Die darauf folgenden zwei Tage waren einfach nur still. Niemand sagte etwas, und vor allem Aino benahm sich äusserst seltsam. Scitu brach das Schweigen am dritten Abend: «Also, wenn Rajan sich nicht verrechnet hat, sind wir in drei Tagen dort!»

Keiner schien sich richtig darüber freuen zu können, doch ich konnte ein schwaches Lächeln hervorbringen. Das Feuer knisterte, während ich in den Himmel blickte und die Sterne begutachtete. Plötzlich begann Aino zu röcheln. Seltsam rasselnd hörte es sich an, und alle starrten ihn an.

«Aino...?», fragte ich mit schwerer Zunge, einen beklemmten Unterton in der Stimme, doch er reagierte nicht.

«Aino!»

Rajan schüttelte ihn, doch es passierte nichts, und als er ihn wieder losliess, erschlafften seine Muskeln und der schwächliche Körper fiel nach vorne in den Sand. Ich schrie und stürzte zu ihm, doch er stand nicht mehr auf.

«Nein... nein... nein!», weinte ich immer wieder, als ob es das Verderben des Mannes rückgängig gemacht hätte.

«Moana... Wir müssen weiter!», sagte Scitu am nächsten Morgen und legte mir sanft eine Hand auf die Schulter. Schweren Herzens erhob ich mich vom staubigen Boden. Die ganze Nacht hatte ich bei Ainos leblosem Körper verbracht, an seiner Seite geweint und daran gedacht, dass es besser gewesen wäre, doch nicht auf diese Reise zu gehen. Drängend riss mich eine Hand aus den Gedanken, Scitus Hand. Die Augen immer noch feucht, schloss ich mich den Übrigen der fünf an.

«Nur noch drei Tage...», rief ich mir in den Kopf zurück und schleppte mich den anderen hinterher. Die Sonne blendete, und die erste Wasserration ging zur Neige. Vor meinen Augen flimmerte es seltsam, und die Blasen an meinen Fusssohlen waren auch nicht wirklich hilfreich. Die Sandkörner in meiner Mundhöhle und überall auf meiner Haut bemerkte ich schon fast nicht mehr. Nebst meinem knurrenden Magen und meiner nach Wasser lechzenden, ausge-

trockneten Kehle spürte ich meine Eingeweide brennen und mein Herz nur ganz schwach schlagen, fast, als ob es bald aufgeben würde...

Unser nächster Lagerplatz war der schlimmste von allen. Der Boden war mit Kakteen übersät, und die Skorpione krochen bald aus den kleinen Löchern im Boden, die wir zuerst für die Behausungen der Wüstenmäuse gehalten hatten. Die Mauern des verfallenen Hauses hatten ausserdem die Wärme der Wüste gespeichert, und die Kühle der Nacht fiel an jenem Abend nicht über uns herein, nein, ganz im Gegenteil.

Bedächtig schüttelte ich den Kopf und klopfte Rajan auf die Schulter.

«Rajan, ich glaube nicht, dass ich das schaffe... Ich meine: Mein Körper ist frei hier in der Wüste und kann sich bewegen, wie er will, aber mein Geist, meine Seele und mein Herz sind gefangen! Gefangen in meinen Erinnerungen an all die qualvollen Tage. An all die scheusslichen Sonnenbrände auf meiner Haut und die entsetzlichen Blasen an meinen Füssen. Rajan, ich will sterben!», erklärte ich meinem Anführer in einem Ton, als ob ich mit ihm über das Wetter reden würde.

Während ich gesprochen hatte, war wieder das scheussliche Wetzen in meinem Hals gekommen, doch ich hatte es ignoriert. Sprachlos klappte die Kinnlade meines Gegenübers herunter, und ich schaute nur verwundert drein. Einige Augenblicke später zwang sich Rajan zu reden: «Nein. Nein. Moana, das geht nicht. Wir... wir...!» Eine Träne lief dem sonst so starken Anführer unserer Truppe über die Wange, und mein verwirrter Blick verfinsterte sich.

«Bitte!», versuchte ich leise zu flehen, doch Rajan hörte mich gar nicht, denn er war auf die Knie gesunken, in den heissen Sand der Zabia-Wüste, und weinte. Rajan weinte.

Am nächsten Morgen, dem letzten Tag unserer qualvollen Reise, waren von unseren fünf Leuten des Aiter-Atque-Stam-

mes gerade noch drei am Leben. Die Sonne brannte allgegenwärtig, glomm auf die ohnehin schon krebsrote Haut, doch keiner von uns bemerkte es wirklich. Wir wollten einfach nur noch ans Ziel und befreit sein. Hier in der Wüste war man nämlich befreit und gleichzeitig gefangen, wie ich Rajan schon erklärt hatte. Er hatte mich gestern einfach vergessen, hatte einfach nur geweint.

Die Vorräte an Wasser und Nahrung waren vollends aufgebraucht, wenn wir heute nicht ankommen würden, müssten wir alle sterben. Schleppend und keuchend wanderten wir, die kleine Karawane, weiter. Als Scitu vor mir plötzlich stehen blieb, dachte ich, dass Rajan wieder zusammengebrochen sei, doch war dem leisen, jedoch erleichterten Seufzer zu entnehmen, dass nicht Rajan schuld war. Wenige Herzschläge später erblickte ich es ebenfalls. Die Stadtmauer der verlassenen Stadt ragte kurz vor dem Horizont aus dem flimmernden Sand, und einige verkrüppelte Bäume säumten den Weg dorthin.

«Moana! Wir haben es geschafft, Moana!», hauchte Scitu vorsichtig, und ich spürte seinen Atem auf meiner Wange.

«Ich weiss, Scitu!»

Ich fiel dem schlaksigen Spassvogel um den Hals, und wie eine bröckelnde Fassade fiel die Verzweiflung von mir ab.

Auf dem Weg zur Stadt brachen die Besorgnis, die Trauer und die Wut über uns herein. All die schlimmen Dinge, die wir miterlebt hatten, die Qualen und die Verluste. Die Verletzungen und das Leiden. In mir krachte der Berg unausgesprochener Trostlosigkeit zusammen, und ich malte mir aus, wie die Dorfbewohner versuchten, die Stadt zu finden. Und wie sollten wir sie überhaupt benachrichtigen? Daran dachte ich immer und immer wieder, bis wir die Mauer erreichten. Es war wie in der Wüste. Dasselbe Gefühl. Nur noch schlimmer. Wir waren nun befreit von Sand, Sonne und Nacht. Von Blasen, Skorpionen und Stürmen. Von peitschendem Gras und Tod. Doch meine Seele hing immer noch irgendwo in der Luft bei Aino und Facin. Bei meiner Familie im Dorf und bei meinen Freunden.



Nun war schon der zweite Monat in dieser schrecklichen Gegend vergangen. Wir verharrten dort, in der Hoffnung, einen Falken zu finden und dem Dorf Bescheid sagen zu können, doch wir waren voller Trauer und Entmutigung, und keiner schien wirklich weitergehen zu wollen. Ich hatte inzwischen meinen Beschluss vom letzten Abend der Reise bekräftigt.

Am letzten Abend lächelte das Mädchen.

Moana dachte an die Stunden, die sie mit Facin, Aino, Rajan und Scitu verbracht hatte, an all die schönen Tage.

Nun lag sie, den Blick gegen die Sterne gerichtet, auf dem staubigen Boden vor der Stadtmauer. Sie war nun endgültig befreit. Befreit von ihrem Körper, weg von den Schmerzen. Sie schloss einfach die Augen und schlief ein. Und Moana starb mit dem schönsten Lächeln auf den Lippen, das man sich vorstellen kann.



Larissa Wyss Abramski, 1996  
**Rote Erde**

Es war ein Tag wie viele andere auch. Heiss und trocken. Fayola spürte die von der Sonne erhitzte Erde unter ihren Füssen, spürte ihre Risse und Unebenheiten. Die Sonne brannte auf ihren Rücken, die Akazien spendeten spärlichen Schatten. Die Hütte tauchte auf. Sie war klein und schäbig, eine rostige Wellblechplane diente als Dach. Neben der Hütte stand ein grosser alter Baum. Er war ausgetrocknet und bog sich der Erde zu. Fayola konnte stundenlang auf diesem Baum sitzen und die Leute beobachten, wie sie ihren alltäglichen Pflichten nachgingen. Er gab ihr ein Gefühl von Sicherheit. Sie bewegte sich auf die Hütte zu und sah Chiamaka, auf ihren Gehstock gestützt, sich im Schatten des Baumes ausruhen. Ihr Gesicht, vom Alter gezeichnet, hatte unzählige Falten. Doch trotz ihres Alters blickten ihre Augen klar. Als sie das Mädchen bemerkte, huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. Fayola begrüßte ihre Grossmutter und ging ins Haus.

Als sie wieder herauskam, bemerkte sie ganz in ihrer Nähe ein Kind, das sie anstarrte. Sie wollte auf es zugehen und es ansprechen, doch sie hielt inne. Konnte es sein, dass dieses Kind vom benachbarten Stamm war? Von demjenigen Stamm, der seit Generationen mit dem ihrigen verfeindet war? Unmöglich. Zu viele Menschen waren gestorben. Das kleinste Kind wusste, wo die Grenze des Gebietes war, auf dem es spielen durfte. Es wusste, wo die bösen Menschen wohnten.

Der Moderator im Radio hatte es Bürgerkrieg genannt. Doch mit diesem Wort hatte Fayola, als sie klein war, nichts anfangen können. Wenn sie ihre Grossmutter gefragt hatte, wo ihre Eltern seien, hatte sich auf das sonst so fröhliche Gesicht von Chiamaka ein Schatten gelegt. Traurig hatte sie dann geantwortet, dass sie jetzt an einem viel schöneren Ort seien, wo es nichts Böses mehr gäbe. Fayola hatte getobt und trotzig geschrien, dass sie auch dorthin wolle. Die Grossmutter hatte sie liebevoll in den Arm genommen und ihr gesagt, dass es dafür noch zu früh sei. Man komme erst an diesen Ort, wenn man nicht mehr auf dieser Erde weilen

wolle. Einige Menschen müssten aber schon früher gehen. Fayola, die für ihr damaliges Alter reif gewesen war, hatte sich in eine Ecke gesetzt und versucht zu verstehen. Stundenlang hatte sie dort gegessen, grübelnd. Sie hatte sich nicht vorstellen können, dass ihre Eltern sie freiwillig verlassen hatten. Sie war zum Entschluss gekommen, dass sie also jemand dazu gezwungen haben musste.

Als sie grösser war, erfuhr sie von Chiamaka, dass ihre Eltern und all ihre Verwandten getötet worden waren. Sie gehörten zu den unzähligen Menschen, welche im Krieg zwischen den beiden Stämmen ihr Leben verloren hatten.

Niemand erinnerte sich genau, wann dieser Krieg begonnen hatte, nicht einmal die Ältesten. Der Ursprung lag irgendwo in der Vergangenheit eines unbedeutenden Dorfes in Nigeria. Ein Streit um eine Wasserquelle. Aber er breitete sich aus, und irgendwann endeten die Auseinandersetzungen tödlich. Jahrzehnte vergingen, und die Feindschaft zwischen den beiden Stämmen verhärtete sich. Manchmal legten sich die Unruhen für ein paar Monate, doch niemand konnte vergessen. Zu viel Grausames war geschehen. Und immer wieder entbrannte der Krieg von Neuem.

Das Kind blieb nur kurz da. Fayola fühlte sich unbehaglich. Sein Blick ging ihr nicht aus dem Kopf, und ein beunruhigendes Gefühl beschlich sie.

Fayola war auf dem Weg nach Hause. Sie hatte in der nächstgelegenen Stadt Einkäufe gemacht. Sie bog um eine Gruppe Akazien, welche die staubige Landstrasse säumte. Aus der Ferne hörte sie das Geheul von Polizeisirenen. Sie beschleunigte ihre Schritte. Sofort wusste sie, was dort geschehen sein musste. Sie sah Grossmutterns Gesicht vor sich und wünschte sie sicher in ihrem Haus bewahrt. Jetzt rannte sie. Die Hütte kam in Sicht. Sie sah Grossmutter am Hütteningang stehen. Offensichtlich hielt sie nach ihr Ausschau. Fayola kümmerte sich nicht um die aufgebrachten Leute, die schutzsuchend zu ihren Behausungen hetzten. Sie sah verummte Gestalten Steine werfen. Schüsse fielen. Doch

Fayola hatte nur Augen für ihre Grossmutter. Als diese sie erblickte, trat sie auf die Strasse. Fayola wollte schreien, sie solle dort bleiben, wollte sie warnen, doch es war zu spät. Ein Stein traf sie mit voller Wucht am Kopf. Augenblicklich sank sie zu Boden.

Fayola reagierte ohne nachzudenken, packte sie an den Armen, zog sie unter grosser Anstrengung in die Hütte und bettete sie auf eine Decke. Grossmutter öffnete die Augen. Fayola beugte sich zu ihr hinunter, hielt die zerbrechliche, ihr so vertraute Hand.

«Fayola», flüsterte Chiamaka. Ihre Gesichtszüge waren weich und gelöst. «Ich weiss, dass du mich stolz machen wirst.»

Sie schloss die Augen, ihr Atem ging stockend, Blut rann ihr über das Gesicht.

Fayola empfand nichts. Die Zeit verging. Irgendwann sank sie in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Das Begräbnis ihrer Grossmutter erlebte Fayola wie im Traum. Ein paar Freunde Chiamakas waren anwesend. Es wurde beschlossen, Fayola im örtlichen Waisenhaus unterzubringen. Sie hatte ja keine Angehörigen mehr, an die man sich hätte wenden können, und viele Familien in der Stadt waren zu arm, um ein weiteres Kind durchzubringen. Teilnahmslos vernahm Fayola diesen Beschluss und wehrte sich nicht. Sie verstand nicht, warum sie ihre Grossmutter auch noch verloren hatte. Dieser Krieg hatte ihr die ganze Familie entzogen. Nun war sie ganz allein.

Fayola trat in ein weisses Haus. Es roch nach Desinfektionsmitteln. Ifechi, die mürrische Heimleiterin, führte sie in den grossen Schlafsaal und zeigte ihr ein Bett. Fayola richtete sich ein. Es war nicht viel, was sie besass. Dann ging sie in den Garten, um sich umzusehen. Eine Schar Kinder erblickte sie und kam neugierig auf sie zugerannt. Doch Fayola zeigte an ihnen kein Interesse.

Monate vergingen, und Fayola gewöhnte sich allmählich an ihr neues Leben. Doch sie blieb still und unzugänglich, schloss keine Freundschaften. Sie verbarg ihre Gefühle und verdrängte ihre Trauer. Oft wachte sie nachts schweissgebadet aus ihren Alpträumen auf. Schreckliche Bilder vom Tod ihrer Grossmutter und ihrer Eltern verstörten sie. Bald konnte sie nicht mehr unterscheiden, welche Bilder Traum und welche Wirklichkeit waren. Ihre Grossmutter fehlte ihr so sehr.

Es war ein heisser Tag. Fayola sass mit ein paar Kindern im Schulzimmer und sah aus dem Fenster. Es war laut. Sie liessen sie meistens in Ruhe, hatten sich mit ihrem verstockten Verhalten abgefunden. Wie so oft dachte Fayola an ihre Grossmutter. Nach dem Unterricht würde sie wieder ihr Grab besuchen. Es klopfte an der Türe, Ifechi kam herein. Sie bat Fayola, ins Büro zu kommen, da dort das Ehepaar Kemper auf sie warte. Ihr kantig geschnittenes Gesicht hatte einen frohen Ausdruck. Fayolas Hände wurden schweissnass. Sie wusste, dass es ein Ehepaar gab, das daran interessiert war, sie zu adoptieren und sie deshalb besuchen wollte, aber sie hätte nie geglaubt, dass sie tatsächlich kommen würden. Sie hatte all dem keine Bedeutung geschenkt, war sie doch schon alt für eine Adoption.

Sie ging hinunter. Dort stand ein Ehepaar, sie klein und zierlich, er gross und beleibt. Sie grüsste sie, ohne ihnen in die Augen zu sehen und setzte sich auf einen Plastikstuhl. Sie blickte auch nicht auf, als sie ihre Fragen einsilbig beantwortete. Sie fühlte sich unsicher. Der Mann, der sich als John vorstellte, sagte ihr, dass sie hierher gekommen seien, um sie kennenzulernen und sie zu fragen, ob sie ihr ein neues Zuhause geben dürften. Fayolas Englisch war gut genug, um ihn zu verstehen. Seine Frau Pearl fügte hinzu, dass sie schon zwei Kinder hätten, und alle vier sie gerne in ihrer Familie aufnehmen wollten. Da blickte Fayola auf, sah ihr in die Augen: «Ich habe keine Familie mehr.»

Ihre Stimme klang bitter, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie stürzte aus dem Zimmer, rannte in den Garten, wo sie sich im Schatten eines Baumes zusammenkauerte.

John hob ihre Reisetasche ins Auto. Fayola hatte in letzter Zeit kaum geschlafen, zu gross war die Aufregung vor der bevorstehenden Abreise. Der Abreise in ein fremdes Land, in eine neue Welt. Der Abschied von ihrer Heimat fiel ihr schwer. Denn trotz des vielen Leids, das sie erfahren hatte, war sie mit Grossmutter glücklich gewesen. Ein letztes Mal besuchte sie ihr Grab. Ihr Schmerz war unaussprechlich. Sie wollte sie nicht verlassen, wusste jedoch, dass sie hier nur noch schwer leben konnte. Dieser schreckliche Krieg würde sie immer verfolgen.

«Auf Wiedersehen Grossmutter, ich werde dich nicht enttäuschen.»

Fayola lief mit Pearl und John zur Wartehalle des Flughafens. Das fremde Gebäude machte ihr Eindruck. Die Menschenmenge und die Hektik schüchterten sie ein. Endlich sassen sie im Flugzeug. Fayola sah aus dem kleinen Flugzeugfenster und betrachtete die weit unter ihr liegende, ausgedörrte Landschaft ihrer Heimat. Ein Gefühl von Erleichterung ergriff sie. Sie flog dem Krieg davon, fühlte sich befreit. Und doch ahnte sie schon jetzt, dass ihr altes Leben ihr überallhin folgen würde. Das Geräusch der Flugmotoren machte sie schläfrig. Sie schlief ein. Und im Traum sah sie ihre Grossmutter. Sie sang ihr gemeinsames Lied:

Rote Erde, alte Bäume  
Tief in meinen Träumen  
Gute Geister rufen wir  
Komm doch mit und tanz mit mir